

Ein Stück sterbender Romantik im Voralpenland

Nur noch in den Wäldern rund um den Schneeberg und das Piestingtal haben sich bis heute die seltsamen Gestalten der Köhler und Pecher erhalten, welche zur Zeit Maria Theresias weite Gebiete Österreichs, von der Südwestecke der Steiermark bis Ostirol, bevölkerten.

Damals, als noch die wuchtigen Schmiedehämmer in den Alpentälern pochten, die ganze Fuhren von Holzkohle benötigten, als noch zu jedem Haushalt ein schweres Holzkohlenbügeleisen gehörte, rauchten in unseren Wäldern Kohlenmeiler an Kohlenmeiler. Heute kann man diese „Kohlhaufen“, wie sie der Volksmund nennt, an den zehn Fingern abzählen. Aus „Knüppelholz“, dem schlechtesten Holz, das sich kaum als Scheiterholz eignet und das für die Holzkohlegewinnung noch immer gut genug ist, werden Haufen zu großen länglichen Rampen oder spitzen Kegeln aufgebaut und mit einer Schicht Kohlenstaub, Erde und einer Bretterschalung abgedichtet. Diese Haufen müssen sechs bis acht Wochen sehr langsam brennen, damit das Holz zur Kohle verglosen kann. Der Köhler, der dicht neben dem Kohlhaufen seine Hütte hat, beobachtet und pflegt Tag und Nacht seinen Meiler, um das Glühen des Holzes vor zu großem Luftzutritt und Aufschlagen der Flammen zu bewahren.

Da heutzutage Holzkohle meist als Rückstand bei Holzdestillation gewonnen wird und diese sich besser für Zwecke der modernen Desinfektion, Entfärbung und zur Schießpulvererzeugung eignet, ist die alte Methode zum Sterben verurteilt.

Nicht viel besser dran sind die Pecher, obwohl diese in einer Harzgenossenschaft (Picsting) zusammengefaßt sind, welche sogar ihre eigene Fabrik zur Vordestillation des Rohharzes in Kolophonium und Terpentinöl betreibt. In früheren Zeiten freilich war jeder Pechhacker zugleich auch sein eigener Pechsieder. Die Harzgewinnung hat sich seit Jahrhunderten kaum geändert. Die wichtigsten Monate sind Juli und August, wenn die Nadelbäume am meisten „schwitzen“. Von den Stämmen der Schwarzkiefer, Weißkiefer oder Lärche wird ein Stück Rinde entfernt und in das nackte Holz viele zarte Abflußrinnen geschnitten, durch welche dann das Harz in das darunter befestigte Pechhäferl abtropft. Diese Abflußrinnen müssen alle paar Tage wegen Stauung des Harzflusses erneuert werden. Von der Fichte wird kein Flußharz gewonnen, sondern nur Scharrharz eingesammelt. Dieses bildet sich an Schälwunden der Fichte, die meist schon das Rotwild, dem die Fichtenrinde besonders gut schmeckt, verursacht.

In den letzten Jahrzehnten haben auch unsere Pecher einen immer schwerer werdenden Konkurrenzkampf mit dem Ausland und auch der Kunstharze wegen zu bestehen. In der heutigen Zeit wirkt das naturverbundene, freie Leben der Pecher und Köhler wie ein Relikt aus fernen Zeiten. Niemand außer dem Förster kennt und versteht den Wald wie der Pecher und der Köhler, die mit jedem Baum vertraut sind, die vom Wald und mit dem Wald leben, ohne ihn zu töten.

Otto Swoboda

Natürliche Felsenuhren

Ein Teil unserer Berge ist nach dem Stande der Sonne benannt, wobei die charakteristische Lage der Spitzen gleichsam die Ziffern einer natürlichen Sonnenuhr sind. Man denke an die häufigen Namen Mittagkogel,

Mittagsspitze, Zwölferkogel, Zwölferhorn, oder zum Beispiel an die Benennung der Berge südlich des Seehauses am Almsee (Oberösterreich), wo der Zwölferkogel die Mittagsstunde angibt und zu beiden Seiten

als zeitbestimmende Berge sich der Zehner-, Elfer- und Einserkogel befinden.

Seltener in den Ostalpen sind die aus der Schweiz bekannt gewordenen Felsenuhren. Es sind das große, vertikale, genau nord-süd-gerichtete Felsspalten, durch die beim Durchscheinen der Sonne der Mittag oder mitunter auch Tag- und Nachtgleiche wie Sonnenwende annäherungsweise festgestellt werden können.

Besonders für den Höhlenforscher beachtenswert sind die frei in den Felswänden eingebauten Naturfenster, die, als Restformen ehemaliger größerer Höhlensysteme erhalten geblieben, ähnliche Erscheinungen zeigen können. Im Hauptgebirgszug der Glarner Alpen liegt in einem Steilabsturz über der Tschingelalpe das berühmte Martinsloch, durch das genau am 12. März und 1. Oktober der Kirchturm des tief unten im Serrfital gelegenen Dorfes Elm beleuchtet wird. Ein anderes Martins- oder Heiterloch öffnet sich in der oberen Felsregion des Eiger, wo die Hörnliostwand jäh auf den unteren Grindelwaldgletscher herabstürzt. Nur drei Tage im Winter sprüht die Sonne ihr Strahlenbüschel durch das Loch nach Grindelwald. Es ist ein herrliches Naturwunder, das dem Talbewohner Anlaß zu verschiedenen phantastischen Vorstellungen gab. So erzählt man sich von einer funkelnden Kristallhöhle im Berg, andere behaupten,

daß sich die Bauern zur Pestzeit in das unermesslich tiefe Loch geflüchtet hätten und darin noch immer verschiedene Schätze mit Knochenerde vermengt zu heben wären. Eine andere Erklärung dieses seltenen Naturfensters wird durch folgende Sage versucht. Als die Einwohner von Grindelwald einst zum Heiligen Martin gingen und ihn um mehr Licht und Sonne für das Tal baten, hörte er auf ihre Klagen, trennte den Mettenberg vom Eiger, stützte sich dabei mit dem Rücken gegen den Mettenberg und durchstieß mit seinem Stock so kräftig die Eigerostwand, daß dieses Felsloch zustande kam.

Nun ist schon längst von geübten Kletterern dieses interessante Felsenfenster erreicht worden, und an Stelle der phantastischen Erzählungen sind nüchterne Fahrtenberichte mit Zahlenangaben getreten: Das Loch ist 3 m breit, 2,5 m hoch und erreicht an der breitesten Stelle nur 0,8 m. Die schmale, mit bröckeligem Verwitterungsgrus bedeckte Höhlensohle bietet kaum einen Sitzplatz, und beiderseits der handbreiten Randzone stürzen die Wände senkrecht in die Tiefe.

Es werden sich bestimmt noch anderswo solche weniger bekannte Felsenuhren finden, die als alte Naturdenkmale im Gedankengut unseres Volkes verankert, größte Beachtung verdienen. *Dr. Franz Waldner*

Prof. Dr. Helmut Gams, Innsbruck:

Gießen und Prüle als erhaltenswerte Naturwunder

Über die Pflanzen- und Tierwelt der Auwälder und Moore ist sehr viel geschrieben worden; daß die wertvollsten ihrer noch im Naturzustand befindlichen Reste erhalten werden müssen, ist allgemein anerkannt. Weniger gilt beides von den Gewässern der Auen und Moore. Die Tatsache, daß einst über den größten Teil des deutschen Sprachraums verbreitet gewesene Bezeichnungen für solche Gewässer, wie „Gießen“, „Gießübel“ und „Prül“, nahezu in Vergessenheit geraten sind, zeigt, wie selten diese Gewässer schon geworden sind.

Im Altertum, bei vielen Naturvölkern bis in jüngste Zeit, wurde den lebenspendenden Quellen und Quellbächen geradezu religiöse Verehrung gezollt. Sie galten als Sitz von Göttern, Nymphen und anderen Quellgeistern, denen Haustiere und selbst Menschen geopfert wurden (vgl. Cloß 1952). Vielleicht ist der Phosphorwasserstoff, der sich einst auch in Alpentälern zu „Irrlichtern“ oder „Irrwischen“ entzündete, aus Hirnen solcher Quellopfer und Moorleichen entströmt. Als mißverständene Erinnerungen an solche Opfer sind auch wohl die

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1965

Band/Volume: [1965_4](#)

Autor(en)/Author(s): Waldner Franz

Artikel/Article: [Natürliche Felsenuhren. 83-84](#)